In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 90. Posen, den 8. Oktober 1927. Nr. 90.

Ludwig van Beethoven

Der Roman des größten Musikers.

Von Moritz Band.

9. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

„Seit Ludwig fort ist, kümmert sich weder die Hofrätin noch eines ihrer Kinder auch nur im geringsten um uns beide!“ sagte Nikolaus.

„Da werdet Ihr wohl selbst daran schuld sein?“

Die Brüder gaben auf diese Frage keine Antwort, denn es war Tatsache, daß sich trotz des Mitleids mit ihrem Schicksale alle Bekannten der Familie nach und nach von ihnen abgewendet hatten.

„Nun, keine Antwort ist auch eine Antwort, und ich glaube selbst, daß eures Bleibens in Bonn nicht mehr ist. Aber es ist ein gewaltiges Wagnis von Ludwig, euch nach Wien kommen zu lassen und die Fürsorge für euch zu übernehmen. Ein junger Künstler und gar einer, der erst in seiner Entwicklung begriffen ist, braucht einen sorgenfreien Kopf. Ueberdies ist Ludwig ein so sonderbarer, überempfindlicher Mensch, der mit euch schwer auskommen wird.“

„Wir hoffen doch, ihm nicht lange zur Last zu fallen, Herr Graf,“ bemerkte Kaspar. „Wir haben beide genügend gelernt, um recht bald unterkommen zu können, und dann wären wir sogar in der Lage, für Ludwig sorgen zu können.“

Der Graf mußte laut auflachen, als er diese großtuerische Rede hörte.

„Damit hat es wohl seine guten Wege, meine Jungens! Doch ich sehe ein, für euch zwei muß etwas geschehen, schon um Ludwigs willen! Geht jetzt nach Hause und kommt morgen wieder zu mir her. Ich werde sehen, was sich machen läßt.“

Die beiden Jünglinge verbeugten sich und gingen frohgemut von dannen. Wenn der Graf die Sache in die Hand nahm, so mußte es ja doch gehen, und wenn sie einmal in Wien wären, dann wollten sie schon ihren Weg machen; wie ihr Bruder Ludwig, der ja doch schon auf der ersten Sprosse der Leiter nach aufwärts stand . . .

Am nächsten Tage waren Kaspar und Nikolaus wieder im Schlosse und standen erwartungsvoll vor dem Grafen Waldstein, der sie erwartet hatte.

„Nun, euer Wunsch wird erfüllt werden. Ich habe gestern mit dem Kurfürsten gesprochen und ihm die ganze Angelegenheit vorgetragen. Er war ungemein gnädig und hat, allerdings nicht für euch, sondern als Zeichen seines Wohlwollens für euren Bruder Ludwig, mehr bewilligt, als ich zu hoffen gewagt hätte.“

In den Augen der beiden Beethoven leuchtete es freudig auf.

„Herr Graf, wie sollen wir Ihnen das danken?“

„Ihr wißt ja noch gar nicht, was ich für euch erwirkt habe!“ lachte der Graf. „Also, hört mich an! Ich habe dem Kurfürsten Ludwigs Brief an mich wörtlich vorgelesen und ihm angeraten, seiner Bitte zu willfahren. Das hat er ohne weiters zugestanden, worauf ich die Anregung gab, mit Rücksicht auf die vorliegenden traurigen Verhältnisse etwas Besonderes in dieser Sache zu tun. Der Fürst war so gnädig, meine Vorschläge anzuhören und zu genehmigen, ja, er hat sogar aus eigener Entschließung mehr bewilligt, als ich von ihm erbeten hatte.“

Kaspar und Nikolaus sahen sich freudig überrascht an, und ihre begierigen Blicke hingen an den Lippen des Grafen, der in seiner Erklärung fortfuhr.

„Die Kurfürstliche Hofkammer wird euch auch in Wien für ein Jahr eine monatliche Gnadengabe von fünfzig Gulden ausbezahlen, da man annimmt, daß Ihr in dieser Zeit wohl ein Unterkommen finden werdet. Euer hiesiger Besitz wird zunächst in amtliche Verwahrung genommen und bei günstiger Gelegenheit bestmöglich verkauft, worauf der Erlös eurem Bruder Ludwig überwiesen wird, in dessen Verwahrung das Geld zugunsten eurer aller bleibt. Und schließlich hat der Kurfürst noch bestimmt, um euch die ziemlich erheblichen Reisekosten nach Wien zu ersparen, daß der nächste Eilkurierwagen, der nach Wien abgehen wird, euch beide dorthin mitnehmen wird, so daß Ihr nicht nur umsonst befördert werdet, sondern auch noch eine verläßliche Amtsperson als Begleiter auf eurem Wege habt. Nun, seid Ihr mit mir zufrieden?“

Beide jubelten laut auf und griffen nach des Grafen Händen, um diese mit lebhaften Küssen des Dankes zu bedecken.

„Laßt das, Jungens!“ rief dieser abwehrend. „Wenn Ihr euren Dank zeigen wollt, so tut das, indem Ihr euch bestrebt, recht brave und tüchtige Menschen zu werden, die ihren Platz in der Welt auf das beste ausfüllen werden. Und — was mir die Hauptsache ist — Ihr dürft eurem Bruder Ludwig nie und nimmer Ungelegenheiten machen. Er braucht diese Rücksicht, denn er muß unbehindert seine große künstlerische Mission erfüllen. Dieser Gedanke allein ist es, der mich veranlaßt hat, mich eurer anzunehmen, und auch den Kurfürsten, für euch in so edelmütiger und großzügiger Weise zu sorgen.“

Kaspar verzog bei dieser letzten Aeußerung ein wenig den Mund, klang sie doch wie eine Erinnerung daran, daß sie beide gar nichts gälten und daß alle Gnade und Förderung nur ihrem Bruder Ludwig zugedacht sei. Auch Nikolaus schien dieselbe Empfindung zu beherrschen.

„Nun, Ihr redet ja gar nichts! Ich hatte gedacht, daß Ihr überglücklich seid, daß euer Wunsch so rasch und so überaus günstig in Erfüllung geht!“

„Das sind wir auch, Herr Graf!“ nahm nun Nikolaus das Wort. „Ich finde kaum Worte, um meinen Dank zu sagen, aber ich bin gewiß, daß die Huld des Kurfürsten keine Unwürdigen gefunden haben wird. Ich habe gute Lehrzeugnisse, auf Grund deren ich hoffen kann, bald in einer Wiener Apotheke Stellung zu finden . . .“

„Und Kaspar?“ unterbrach ihn der Graf. „Was ist es mit dir?“

„Ich habe wohl keinen ausgesprochenen Beruf gelernt,“ erwiderte dieser, „aber ich hoffe, daß ich mein kommerzielles Wissen als Beamter oder Kaufmann werde verwerten können. Jedenfalls werden uns in

Wien mehr Wege offen stehen, als in dem kleinen Bonn, an das uns jetzt gar nichts mehr fesselt!"

„Ich will es mit euch hoffen!" sagte Graf Waldstein freundlich. „Und nun, Jungens, geht schön nach Hause und bereitet alles für eure Abreise nach Wien vor. Diese kann möglicherweise schon früher erfolgen, als Ihr wohl erwartet; denn wir erwarten in diesen Tagen einen Wiener Kurier, der euch dann gleich in eure neue Heimat mitnehmen und zu eurem lieben Bruder bringen wird!"

Unter lebhaften Dankesbezeigungen schieden Kaspar und Nikolaus von dem freundlichen Grafen und verließen hochbeglückt das kurfürstliche Schloß, in dem sich ihr künftiges Schicksal so rasch und über alles Erwarten glücklich entschieden hatte.

Schon auf der Treppe begannen sie ihre Meinungen über das soeben Erfahrene auszutauschen. In die Freude über den Erfolg ihrer Wünsche mischte sich das merkliche Unbehagen darüber, daß alles Gewährte nicht ihnen galt, sondern Ludwig, und daß trotz der freundlichen Sprache des Grafen die Absicht merklich durchschimmerte, die beiden Jungen in Bonn los zu werden und sie nach der anfänglichen Unterstützung in Wien dann ihrem Schicksal zu überlassen.

„Eigentlich," begann Kaspar, der Aeltere der beiden, „hätte der Graf das gar nicht notwendig gehabt, uns die Minderwertigkeit gar so deutlich fühlen zu lassen. Wir sind doch auch Beethovens, und wenn der Vater uns hätte eine musikalische Erziehung angedeihen lassen, hätten wir es vielleicht auch so weit gebracht wie Ludwig, wenn nicht noch weiter."

Nikolaus nickte zustimmend, sagte aber nichts darauf.

„Wir sind eigentlich Opfer der Familientradition," fuhr Kaspar fort, „die immer nur den Erstgeborenen für die Kunst erzog. So war es mit dem Großvater, dem Kapellmeister, und mit dem Vater, den man Tenorist werden ließ."

„Da hat Ludwig eigentlich nur Glück gehabt, daß unser erster Ludwig, der ein Jahr vor ihm zur Welt kam, schon nach wenigen Wochen gestorben ist," erwiderte Nikolaus mit einem boshaften Lächeln. „Sonst wäre aus ihm wohl auch nur ein Kaufmann oder Gewerbetreibender geworden!"

„Glaubst du nicht, Nikolaus, daß Genie angeboren sein muß?"

„Hat sich was — angeboren? Zu allem muß man erst erzogen werden, und es muß sich bei Ludwig erst erweisen, wie weit er es in der Musik bringt."

„Die Leute halten große Stücke auf ihn," sagte Kaspar mit Nachdruck.

„Ja, die Bekannten in Bonn! Aber in Wien? Wenn er nicht die Unterstützung des Grafen hätte, würde kein Hahn um ihn krähen."

Die beiden Brüder sprachen noch lange in dieser Weise fort, bis sie nach Hause kamen und der Nachbarsfrau, die seit dem Tode des Vaters das kleine Hauswesen schlecht und recht besorgt hatte, erzählten, daß sie schon in den nächsten Tagen Bonn verlassen würden. Die Frau, die von dieser Absicht wußte, war nicht wenig überrascht.

„Also doch, und so schnell?" rief sie aus. „Da seid Ihr wohl recht froh, zu eurem Bruder Ludwig zu kommen?" setzte sie lebhaft dazu.

„Das weniger, Frau Steffen," erwiderte Kaspar. „Der Kurfürst selbst hat sich unser angenommen, und" — das log er gleich dazu — „er stellt uns sogar seinen eigenen Reisewagen für die Fahrt nach Wien zur Verfügung!"

„Donnerwetter," rief Frau Steffen, „habt Ihr aber Glück!"

Die beiden blähten sich vor Stolz, der Nachbarin derart imponieren zu können.

„Wir bekommen auch ein Gehalt vom Kurfürsten," sagte Nikolaus mit Pathos, „man schätzt uns nicht minder als unseren Bruder Ludwig."

„Da heißt es nun sich sputen," erwiderte die Frau, „alles in Ordnung bringen und Abschiedsvisiten machen . . ."

„Das werden wir wohl tun müssen," bemerkte Kaspar, „wiewohl ich es vorgezogen hätte, möglichst unbemerkt auf und davon zu gehen."

„Da sind zunächst die Breunings," sagte Nikolaus, „zu denen wir schon Ludwigs wegen gehen müssen, denn mit diesen steht er, wie ich weiß, in ständigem Briefwechsel."

„Die Leute sind mir unangenehm," erwiderte Kaspar, „sie sehen mich immer über die Achsel an und haben für uns so gar nichts übrig."

„Gleichviel, dorthin müssen wir gehen, dann zu Wegeler und zu . . ."

„Lauter Leute, die ich nicht ausstehen kann," sagte Kaspar brummig.

„Um so lieber gehen wir hin; nun werden wir sie alle auf einmal los!"

„Und sie uns," sagte Kaspar, „was ihnen recht willkommen sein dürfte." — — — — — — — —

Schon am nächsten Morgen begannen sie mit dem Einpacken ihrer Habseligkeiten: zwei Ränzel mit Kleidern und Wäsche. Dann machten sie, weil es sich so schickte, sorgsamer als sonst Toilette und traten dann ihren Rundgang bei der kleinen Zahl ihrer Bekannten an, um sich von den Leuten zu verabschieden. Ueberall wurden sie recht freundlich aufgenommen, aber eine gewisse Zurückhaltung zeigte ihnen, daß sie kaum irgendwo besondere Wertschätzung genossen. Ein paar freundliche Worte, die besten Wünsche für ihr ferneres Wohlergehen und — was sie beinahe verletzte — überall der Auftrag, ihrem Bruder Ludwig die herzlichsten Grüße zu bestellen.

Diese allgemeine Vorliebe für jenen ärgerte sie geradezu.

„Immer und überall der Ludwig," zürnte Kaspar. „Als ob wir neben ihm gar nichts wären!"

„Wer weiß," ergänzte Nikolaus. „Vielleicht bringen wir es auch ohne die Kunst noch weiter wie er. Ich habe Vertrauen in die Zukunft!"

Der nächste Besuch führte sie zum Doktor Franz Gerhard Wegeler, der mit seinen achtundzwanzig Jahren es schon zu einem der beliebtesten und tüchtigsten Aerzte von Bonn gebracht hatte und der schon als junger Student mit Ludwig in engster und bester Freundschaft verbunden war. Zu diesem gingen sie mit besonderem Bangen.

„Na, Jungen, was bringt Ihr mir?" rief er ihnen jovial entgegen. „Ihr seid doch nicht etwa krank, daß Ihr zum Arzt kommt? Ihr laßt euch sonst doch so selten bei mir sehen."

„Herr Doktor," nahm Kaspar das Wort, „wir kommen Abschied nehmen!"

„Also geht Ihr doch nach Wien? Ludwig hat mir geschrieben, daß Ihr ihm mit diesem Begehren schon lange in den Ohren liegt und daß er nicht recht weiß, was er mit euch dort anfangen soll. Na, mir kann es recht sein!"

„Herr Doktor," begann Nikolaus zu erklären, „wir werden Ludwig keineswegs zur Last fallen . . ."

„Das könnte er auch kaum ertragen!" fiel ihm Wegeler ins Wort, „und wenn ich da etwas zu sagen hätte, so würde ich euch in letzter Stunde noch den Rat geben: Bleibt in der Heimat und laßt euren armen Bruder allein in der Fremde! Euer Dortsein kann ihm nur Ungelegenheiten, Mühe und Sorgen machen, und das wäre geradezu ein Verbrechen an ihm!" Wegelers Augen schossen Zornesblitze.

„Oho, Herr Doktor!" rief Kaspar erregt. „Wir gehen nicht als Bettler hin, denn Graf Waldstein hat uns vom Kurfürsten freie Reise und für ein Jahr ein Adjutum erwirkt, so daß wir auf Ludwig nicht angewiesen sind. Nur hier in Bonn können wir nicht bleiben, wo wir niemanden haben . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Achtzig Jahre elektrischer Telegraph.

7. Oktober 1927.

Von Professor Dr. Eugen Wolbe.

(Nachdruck verboten.)

Wenn der Dichter einen Roman veröffentlicht, prangt sein Name auf dem Titelblatt; der Theaterzettel weist den Namen des Dramatikers auf; der Maler „signiert" sein Gemälde; der Meister des Hammers und Meißels gräbt seinen Namen in den Marmor seines Kunstwerkes ein. Nur der geniale Erfinder tritt hinter seinem Werke ganz zurück: an keiner Stelle ihres Leibes hält die Dampfmaschine den Namen James Watt fest; nirgends weist das Grammophon den Namen seines Erfinders auf — äußerlich wenigstens. Wenn auch kein Instrument Werner Siemens nennt, so ist doch jede oberirdische Telegraphenleitung, jeder Isolator in Glockenform ein Denkmal für ihn!

Auf dem Gut Lenthe bei Hannover, das der Vater gepachtet hatte, wurde Werner Siemens am 13. Dezember 1816 geboren. Hier und in Menzendorf (Mecklenburg), das die Familie später übernahm, verlebte der Knabe glückliche Jugendjahre. Den ersten Unterricht empfing er vom Vater, dann besuchte er die Bürgerschule zu Schönberg und — von der Obertertia ab — die Katharinenschule zu Lübeck. Da er für Mathematik und Naturwissenschaften eine besondere Vorliebe hegte, diente er bei der preußischen Artillerie auf Beförderung und studierte zugleich an der Artillerie- und Ingenieurschule in Berlin. Nach der Offiziersprüfung tat er erst in Magdeburg, dann in Wittenberg praktischen Dienst.

Eine Festungshaft, die er in Magdeburg wegen einer Duellangelegenheit verbüßte, benutzte er zu elektrolytischen Versuchen. Es gelang ihm, mittels unterschwefelsaurer Salze Gegenstände galvanisch zu vergolden und zu versilbern. Für dieses Verfahren erhielt er 1841 sein erstes Patent. Die Kommandierung zur Artilleriewerkstatt in Berlin gewährte ihm die Möglichkeit, naturwissenschaftliche Studien zu treiben und technische Kenntnisse zu erwerben. Hier machte er besondere Versuche, Schießbaumwolle praktisch zu verwerten. Im Zeitraum eines halben Jahres starben ihm die Eltern, und da ihm nunmehr die Fürsorge für seine jüngeren Geschwister zufiel, mußte er sich Erwerbsquellen erschließen. Er konstruierte einen Differentialregulator für Dampfmaschinen und Wasserräder, eine Maschine zum Umpressen der Kupferdrähte mit Guttapercha, namentlich aber einen Zeiger- und Drucktelegraphen mit Selbstunterbrechung.

Dieser Erfindung waren Versuche über die Geschwindigkeit fliegender Geschosse vorausgegangen, Studien, welche die Möglichkeit ergaben, die Geschwindigkeit der Geschosse in jedem Stadium ihrer Bahn mittels des elektrischen Funkens genau zu messen. Wichtig für Siemens wurde die Bekanntschaft mit dem Mechaniker Halske; diesem übertrug er die Ausführung des neuen, verbesserten Wheatstoneschen Telegraphen. Nachdem ihm der Finanzminister unterm 7. Oktober 1847 ein „Patent auf einen elektromagnetischen Telegraphen" verliehen hatte, gründete er fünf Tage später mit Halske in Berlin im Hofe des Hauses Schöneberger Straße 19 die Firma Siemens & Halske. Ein Jahr später schied Leutnant Siemens aus dem Militärdienst aus, um sich ganz der Telegraphie zu widmen. Er starb 1892.

Die ersten Telegraphen wurden unterirdisch geführt; die Isolation der Drähte erfolgte durch Kautschuk. Siemens nahm Guttapercha, konstruierte eine Schraubenpresse zwecks Pressung der Guttapercha ohne Naht um den Draht und legte eine solche Leitung von Berlin nach Frankfurt und Aachen an. Ständiges Studium zeigte ihm die elektrostische Ladung solcher Leitungen; die hierdurch entstandenen Störungen behob er durch die Anlage oberirdischer Leitungen und durch die Anbringung der glockenförmigen Porzellanisolatoren. Den Schutz der Apparate beim Gewitter gewährleistete er durch Plattenblitzableiter. Diese Isolation, die zum ersten Male auf der Strecke Eisenach—Frankfurt a. M. verwendet wurde, bewährte sich glänzend.

Auf englische Anregung hin konstruierte er Tiefseekabel, die er mit der Bremse und dem Kraftmesser ausstattete. Er fand die Gesetze der Flaschenladung der Seekabel. Er ermittelte, wie man die Stelle der Beschädigungen unterirdischer und submariner Kabel nachweisen könne. Sein Hauptverdienst ist die Entdeckung der Dynamomaschine. Auch die Entdeckung des automatisch arbeitenden Schreibtelegraphen, des elektrischen Distanzmessers, der elektrischen Magnetinduktoren und des elektrischen Wasserstandszeigers ist sein Werk. Auf der Berliner Gewerbeausstellung 1879 setzte er die erste elektrische Bahn in Betrieb. Auf seinen Vorschlag ward die erste Rohrpost zwischen der Börse und dem Haupttelegraphenamt in Berlin ausgeführt.

Auf allen Gebieten der Elektrotechnik wirkte Werner von Siemens (1888 von Kaiser Friedrich geadelt) bahnbrechend. Die Kulturgeschichte des deutschen Volkes verbucht seinen Namen unter den Geistesheroen des Vaterlandes, des „Landes der Dichter und Denker".

Die Ueberschätzung der Logik.

„Frauenlogik" sagen wir mit maliziösem Lächeln, wenn wir zum Ausdruck bringen wollen, daß eine Beweisführung sich nicht auf verstandesmäßige, sondern mehr gefühlsmäßige Gründe stützt und darum minderwertiger — sein soll. Das logische Denken, das Abwägen von Tatsachen ohne jede Rücksicht auf gefühlsmäßige Momente, wird als die Denkweise gewertet, während das instinktmäßige Denken als unexakt und irrtumsschwanger abgelehnt wird — obwohl — oder vielleicht weil — das instinktmäßige Denken der natürliche Denkprozeß ist.

Der natürliche Verstand ist der Instinkt. Die Handlungen des Kindes — und oft auch des Erwachsenen — wachsen nur aus dem Gefühl. Wenn uns jemand schlagen will, so denken wir nicht logisch über die einzelnen Stadien des Angriffs und der notwendigen Abwehr nach, sondern wir reagieren auf den gegen uns gerichteten Angriff rein aus dem Gefühl durch Deckung der gefährdeten Stelle. Diese Abwehr aus Instinkt ist deswegen um nichts schlechter, weil sie „nur" aus dem Gefühl und nicht aus verstandesmäßiger Ueberlegung heraus erfolgte. Und ein Kind, das durch Schreien und Weinen von seinem Hunger seiner Umgebung Mitteilung macht, handelt deswegen nicht weniger folgerichtig, weil es ohne die Wirkung seines Schreiens und Weinens verstandsmäßig beurteilen zu können, schreit und weint.

Die Behauptung aber, daß ein logisch, also verstandesmäßig denkender Mensch in der Wahl seiner Mittel und damit überhaupt dem instinktmäßig denkenden Menschen überlegen ist, — ist eine Behauptung, der man mit demselben Recht die gegenteilige Behauptung gegenüberstellen kann, wenn man den Mut hat, sich infolge der herrschenden Ueberschätzung der Logik auslachen zu lassen.

*

Die Logik ist ein Kunstprodukt. Das logische Denken folgert aus einer gegebenen Voraussetzung und ihrem bekannten Charakter — also aus Erfahrungstatsachen. So lange es sich um tote Dinge handelt, ist das logische Denken die Denkweise, die am ehesten zum Erfolg führt. In dem Augenblick aber, wo wir mit Menschen zu rechnen haben, ausschließlich der Logik folgen zu wollen, ist — unlogisch.

Wir mögen den Charakter eines Menschen noch so gut kennen — nie sind wir von der Möglichkeit geschützt, daß dieser Mensch eine Handlung begeht, die zu seinem Charakter in Widerspruch — zu stehen scheint. Es begeht natürlich kein Mensch eine seinem Charakter konträre Handlung. Das, was wir als charakterwidrig ansehen, waren uns und vielleicht dem Täter selbst latente Eigenschaften, die durch irgendeinen Zwischenfall ausgelöst wurden.

Jede Aktion ruft eine Gegenaktion hervor und — allem Schein zum Trotz — handelt nie ein Mensch allein, sondern immer nur als Exponent vieler und also unter dem Einfluß dieser vielen. Wir kennen aber immer nur unsere direkten Gegenspieler, niemals aber die anderen, deren Einfluß bei einer Gegenaktion ebenfalls in Rechnung gestellt werden muß. Handelt jetzt selbst der uns bekannte Gegenpart seinem Charakter entsprechend, ohne uns durch Hervortreten latenter Eigenschaften zu überraschen, so können wir nie wissen, inwieweit und auf welche Weise sich der Einfluß derjenigen, deren Exponent der Gegenpart ist, bemerkbar machen wird. Aber gerade diese unberechenbaren Faktoren entscheiden oft den Ausgang einer Aktion. Wir sehen also, daß es — mild ausgedrückt — inopportun ist, der auf dem Gebiet der exakten Wissenschaften mit Recht dominierenden Logik die gleiche Position im praktischen Leben einräumen zu wollen.

Ein Mensch, der die Gesetze der Logik im praktischen Leben mit der gleichen Konsequenz befolgt wie der Wissenschaftler auf seinem Gebiet, wird kläglich Schiffbruch erleiden. Bei aller Hochachtung vor der Logik — im Konkurrenzkampf des Lebens gewinnt der bessere Instinkt.

*

Während die Logik ein Produkt aus Intellekt und Erfahrung ist, und nur auf Grund einer gegebenen Voraussetzung in Aktion treten kann, ist der Instinkt eine reine Gefühlsangelegenheit und völlig voraussetzungslos. Der Instinkt braucht für seine Aeußerungen — die Taten — keinerlei Kenntnisse. Instinkt ist die Aufnahmefähigkeit fremder Nervenschwingungen.

Die Logik und der Instinkt besitzen die gleichen Ausdrucksfähigkeiten: vorbeugendes — agressives und abwehrendes — defensives Handeln. Im Gegensatz zur Logik aber handelt der Instinkt ohne jede bewußte und wahrnehmbare Ueberlegung als blitzschnelle Reaktion auf die Absichten des Gegners. Je subtiler das Empfinden eines Menschen für die Nervenschwingungen des Gegenspielers ist, um so größer wird seine Ueberlegenheit, um so sicherer der Erfolg sein. Die größte, geistige Leistungsfähigkeit — die Genialität — werden wir bei demjenigen finden, der Instinkt und Logik zu einem harmonischen Ganzen zu einen versteht.

*

Den ausgeprägtesten Instinkt finden wir beim Kinde, das noch keinerlei Intellekt besitzt. Der wachsende Intellekt verdrängt allmählich den Instinkt, weil der Verstand die Intensität des Gefühls mindert. Dazu kommt unsere nur aufs Intellektuelle gerichtete Erziehung, die dem Gefühlsleben gar keine Beachtung schenkt. Darum ist die Gefühlsfähigkeit und also der Instinkt des Erwachsenen gemessen an der Gefühlsfähigkeit und dem Instinkt des Kindes gleich Null.

Wir hören heute so viel von der notwendigen Ertüchtigung der Jugend und schulreformatorischen Bestrebungen. Alle diese gewiß wünschenswerten und erstrebenswerten Ziele werden aber nie den erstrebten Erfolg haben, wenn man nicht endlich erkennt, daß die Logik überschätzt wird.

So notwendig die Ausbildung des Intellekts ist, so notwendig wird die Pflege und Förderung der Gefühlsfähigkeit und des Instinktes. Nur wenn wir den Gefühlsfaktoren eine um vieles größere Aufmerksamkeit als bisher angedeihen lassen, werden wir eine geistige Aufzucht erreichen.

Dr. Felix Boeckl.

Schauspielergeschichten.

Bei dem alten Intendanten G. in B. waren Beschwerden eingelaufen, daß der Heldendarsteller durch seinen Uebermut und seine Lustigkeit die Proben derartig störe, daß es für die anderen Darsteller unmöglich sei, ernst zu bleiben. Der Intendant beschloß, sich selbst von der Wahrheit dieser Behauptung zu überzeugen. Er wohnte einer Probe bei und sah und hörte, wie die übersprudelnde Fröhlichkeit des Künstlers die andern Schauspieler aus der Fassung brachte, so daß sie aus dem Text kamen, die Stichworte verpaßten, falsche Repliken gaben. Kurz, es war eine Katastrophe. Er ließ sich den Sünder rufen und machte ihm ernste Vorhaltungen. Der junge Mann versprach Besserung, schien auch wirklich das Fehlerhafte seines Verhaltens einzusehen. Aber die Besserung hielt nicht lange vor. Bald mußte er von neuem verwarnt werden. Doch als auf die Dauer all diese Ermahnungen nichts fruchteten, beschloß der alte Intendant, dem Aufsässigen einmal einen ordentlichen Schrecken einzujagen. Er ließ ihn wieder in sein Büro rufen.

Mit einem Unschuldslächeln trat der Schauspieler ein.

Streng begann der Intendent: „Also, Herr Xpsilon, ich habe es mir reiflich überlegt, und ich sehe jetzt ein, daß es nicht so weitergehen kann. Ich fürchte, wir beide müssen uns trennen, Herr Xpsilon . . ."

„Mein Gott, Herr Intendant," sagte der junge Schauspieler erschrocken, und echtes Bedauern klang aus seinem Ton, „mein Gott Herr Intendant, Sie denken doch nicht etwa daran, Ihr Amt niederzulegen?"

Aus den Ermahnungen wurde für diesmal nichts mehr, und der Intendant konnte nur hoffen, daß der Uebermütige mit der Zeit sich besänftigen werde, wie wir uns alle besänftigt haben.

*

Aus der Laufbahn eines sehr eitlen Schauspielers wird ebenfalls ein sehr reizendes Geschichtchen erzählt. Eitelkeit ist ja bei dem Schauspielerberuf eine höchst verzeihliche und begreifliche Eigenschaft, denn für den Schauspieler kommt alles darauf an, seinen Namen bekannt zu machen. Der Name ist sein Kapital, seine Basis. Und wenn heute ein moderner Romanschriftsteller uns einzureden versucht, daß es eine berühmte Sängerin gegeben habe, die bei ihrem jedesmaligen Auftreten ihren Namen wechselte, um immer wieder als Unbekannte die Gunst des Publikums zu erobern, so erscheint diese Frau sehr als Phantasiegestalt, — in der Wirklichkeit dürfte man sie kaum finden; dieses Verfahren würde ja auch eine Kraftvergeudung ohne gleichen sein. — Immerhin hat es Schriftsteller gegeben, die ein ganzes Leben lang immer wieder das Pseudonym gewechselt haben und immer wieder von neuem sich Rang und Bedeutung eroberten. — Artistenleistungen hervorragender Köpfe, die ihres Erfolges sicher sind. — Der Durchschnittsmensch ist beglückt und zufrieden, wenn man ihn endlich kennt, ihn endlich begriffen und behalten hat; denn in der Unzahl der Namen, die heute sich an das Ohr des Publikums drängen, ist es ein Glückstreffer, wenn einmal ein Name unverlierbar haften bleibt. — Diese Lanze sollte aus Gerechtigkeitsgefühl für die Eitelkeit der Schauspieler gebrochen werden, ehe wir harmlosen Herzens über sie lachen.

Also so ein endlich berühmt gewordener Schauspieler, dessen Name fettgedruckt auf Programmen und Litfaßsäulen prangt, der von allen Illustrierten Zeitungen in allen Stellungen mit und ohne Badekostüm, an Wochenende und Wochenanfang gebracht wird, konsultierte einen Arzt, der ihn vor einigen Jahren, als er noch weniger berühmt war, schon einmal behandelt hatte. Der Schauspieler gab sich daher sehr leutselig und vertraulich. Der Arzt erkannte ihn natürlich auch, konnte sich aber absolut nicht auf seinen Namen besinnen. Das wurde schwierig, als er daran gehen mußte, das Rezept zu schreiben. Er konnte seinen Patienten doch nicht so kränken, ihn nach seinem stadtbekannten Namen zu fragen! Aber so sehr er sich den Kopf zerbrach, wollte ihm dieser Name nicht einfallen. Es mußte seiner Erinnerung nach ein sehr merkwürdiger Name gewesen sein. Aha, da gab es vielleicht einen Ausweg. Er beugte sich zurück und fragte: „Wie schrieb sich Ihr Name doch noch?"

„M—ü—l—l—e—r!" war die nicht sehr liebenswürdige Antwort.

Aus aller Welt.

Ein eigentümliches Begräbnis. In seinem Testament hatte Alfred Mc. Gee, ein wohlhabender Farmer aus Glenville, Alabama, die Bestimmung getroffen, daß man ihn in der Nähe der Landstraße begrabe, und daß alle Farmer, die ihre Baumwolle dort zum Markte vorbeifahren, ihm mit lauter Stimme die Baumwollpreise für den betreffenden Tag in das Grab rufen sollten. Das ist nun seit 45 Jahren Tag für Tag während der Erntezeit regelmäßig geschehen. Es gibt doch wirklich sonderbare Käuze unter den Yankees.

6 mal 6 Hemden. (Eine tüchtige Mutter.) Eine Genfer Zeitung veröffentlicht den Brief einer Mutter an ihren Sohn. Der Brief ist in einer Wäscherei in einem Paket Wäsche gefunden worden:

„Mein lieber Sohn! Ich schicke dir in diesem Päckli 6 neue Hemden. Ich habe sie aus 6 älteren Hemden gemacht, die mir gehört haben. Wenn sie kaputt sind, so schicke sie uns zurück. Deine Mutter wird sechs neue machen für deinen kleinen Bruder . . ."

Ein fünftausendjähriger Farn. Im Botanischen Garten in Leningrad befinden sich drei über tausend Jahre alte Exemplare des Farns, wovon dem größten ein Alter von 5000 Jahren gegeben wird. Im Sommer beträgt die Höhe der Pflanze über 2 Meter, die Breite nahezu 3 Meter. Gefunden wurden die Farne in einem sumpfigen Urwald des Kaukasus und um die Jahrhundertwende nach Leningrad gebracht.

Leibärzte. Der alte Fürst war gestorben und hatte dem jungen Herrn außer vielen schönen anderen Dingen auch zwei Leibärzte hinterlassen, welche, der alten Gewohnheit treu, jeden Morgen um 11 Uhr antraten und sich nach dem Befinden Seiner Durchlaucht erkundigten. Seine Durchlaucht waren aber ein gesunder und vergnügter junger Herr, der die beiden Doktoren jeden Morgen huldvollst empfing, ihnen ein Frühstück vorsetzte und sie dann ruhig ihres Weges ziehen ließ, ohne daß von Krankheit oder Arznei jemals die Rede gewesen wäre.

So waren die beiden Herren Kollegen eines Morgens wiederum auf das Schloß gewandert, hatten unterwegs den schweren Dienst verwünscht, sich für den Abend zu einer Partie L'hombre verabredet und lauerten nun im Vorzimmer auf den Herrn Leibjäger, der sie bei Serenissimus anmelden sollte.

Der Herr Leibjäger ließen lange auf sich warten, erschienen endlich auf der Schwelle der Tür, die in die Gemächer Seiner Durchlaucht führte. Der Herr Leibjäger machten ein sehr verlegenes Gesicht und ließen sich dann vernehmen:

„Seine Durchlaucht lassen den Herren Aerzten sagen, daß Sie nach Hause gehen möchten, Seine Durchlaucht wären krank."

Riesenwerke im Londoner Hafen. Jedes Jahr gehen Güter im Werte von rund 14 900 000 000 Goldmark im Export und Import durch den gewaltigen Hafen der Weltstadt London. Das Oberhaupt des Hafens ist gegenwärtig Lord Ritchie. Er sagte einem Reporter, daß gegenwärtig ungefähr Tabak im Werte von 1 Milliarde Mark in den Lagerhäusern liege. Ja, ja, die Menschen rauchen, rauchen von früh bis spät, um die vielen Sorgen des Lebens zu vergessen.

Wunderliche Verwandtschaftsverhältnisse. Der Irländer Charles Harwood aus Belfast hatte nach den Berichten englischer Zeitungen zwei Töchter aus erster Ehe. Von diesen verheiratete sich die ältere namens Isabella an John Coshik aus Gatrah, einen Schiffsbauer, der gleichfalls schon eine Frau verloren und von dieser eine Tochter hatte. Charles Harwood lernte diese bei der Hochzeit seiner Tochter kennen und lieben, verlobte sich mit ihr, und ein Jahr nach der Vermählung schenkte ihm seine zweite Frau einen Sohn. Nun standen die verwandtschaftlichen Beziehungen so, daß Isabella Harwood, John Coshiks zweite Frau, von sich sagen konnte: „Mein Vater ist mein Sohn, ich bin die Mutter meiner Mutter, meine Schwester ist meine Tochter, und ich bin die Großmutter meines Bruders."

Schöffenwahl durch Kartenspiel. Aus Amsterdam berichtet unser Korrespondent: Die holländische Gemeinde Bergh zählt fünfzehn Gemeinderäte; dreizehn davon gehören der römisch-katholischen Staatspartei an. Man sollte nun meinen, daß nichts leichter gewesen wäre, als die Schöffen der Gemeinde in größter Einmütigkeit aus dieser kompakten Mehrheit zu wählen. Weit gefehlt! Es scheint, daß unter den dreizehn Gemeinderäten dreizehn verschiedene Richtungen vertreten waren, und da sie außerdem alle für das Amt des Schöffen gleich gut geeignet waren oder dachten es zu sein, so konnte man nicht einig werden und zog darum selbander, wenigstens hierin rührend eins, nach der Stammkneipe. Dort wurden dann die Schöffenämter ausgespielt, und jedenfalls wurden Treffkönig und Pikkönig Schöffen; Herz und Karo kamen wohl, als zu rot, für dieses Amt nicht in Frage.

W.

Fröhliche Ecke.

„Ich habe das Gefühl . . ." Herr Zumpelmann leidet von Jugend auf an Schüchternheit. Nun hat ihm das Schicksal vergönnt, eine Reise nach China zu machen, und das erste ist, als er in Schanghai an Land kommt, daß er sich eine Sänfte mit einem Kuli davor nimmt. Aber er hat Pech: kaum sitzt er, da bricht der Boden der Sänfte durch, und Herr Zumpelmann steht mit beiden Füßen auf der Mutter Erde. Eine Weile läßt er sichs gefallen, dann klopft er dem Kuli auf die Schulter und sagt: „Herr Kuli, ich habe das Gefühl, ich laufe."

Es gibt noch Schwiegermutterwitze. Die Schwiegermutter war wirklich sehr lange zu Besuch geblieben. Und der Schwiegersohn hatte es geduldig, aber mit starkem inneren Widerstreben ertragen. Eines Abends war Schwiegermama zu Bett gegangen; ihre Tochter war mit ins Schlafzimmer gegangen, um zu sehen, ob für ihre Mutter alles in Ordnung sei. Der junge Gatte aber saß unten, kochte innerlich und rauchte. Da kam die junge Frau herunter und sagte: „Denk' mal, Mama will sich verbrennen lassen." „Gut," sagte der Mann, „dann werde ich gleich ein Auto holen."

Sehr sonderbar.

In das Büro trat ein riesiger, breitschulteriger bärbeißig aussehender Mann, knallte die Tür hinter sich zu und schnauzte den herangetretenen Stift, ein Kerlchen von unwahrscheinlich winziger Größe, wie folgt an:

„Sag' sofort deinem Chef, daß ich ihn zu sprechen wünsche. Mein Name ist Daniel."

Der winzige Stift schaute mit offenem Munde voller Furcht auf den Riesenbesucher und sagte:

„Sind Sie wirklich Herr Daniel? Wie sonderbar."

„Sonderbar? Wie meinst du das. Ist dein Chef da?"

„Ja, aber ich habe Befehl von ihm, Sie hinauszuwerfen."

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.